

Impuls zum Zukunftstag Ettlingen, 4. März 2023**Dr. Kristin Jahn****Generalsekretärin Deutscher Evangelischer Kirchentag**

Kirche weiter denken*von Dr. Kristin Jahn, Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages***I. Worin liegt für mich die Zukunft der Kirche?**

Ich könnte sagen: in mutigen, neuen Strukturen, in der Festlegung von Gemeindegliedergrößen pro hauptamtliche Stelle, etc. Aber ehrlich gesagt, ich glaube das nicht.

Ich glaube, die Zukunft der Kirche liegt in Gott. In dem, der uns erschuf und beruft und es ist für mich immer die allererste Frage, will ich mich von dieser Tatsache beschenken und auch leiten lassen?

Bin ich bereit, diesen weiten Raum zu betreten: dieses offene Feld der Zukunft mit all den Überraschungen, die das mit sich bringt?

Ich sage das so deutlich, weil ich glaube, Gott fordert von mir ein Piratenherz, den Mut ins Offene loszugehen mit nichts als nur mit seinem Wort – ohne alle festen Bilder und Erwartungshorizonte.

Die Zukunft der Kirche liegt für mich einzig und allein in Gott. In Gott, der uns ruft und beruft. Das ist keine Ausrede oder gar Anlass, die Hände in den Schoß zu legen. Im Gegenteil. Es kommt auf mein Hören, meinen Wagemut an, mich ins Offene der Zukunft hineinrufen zu lassen. Gott ruft uns.

Denn er hat Lust auf uns, auch auf unsere kleinmütigen Herzen und unsere begrenzten Möglichkeiten.

Nach der Zukunft der Kirche zu fragen, heißt für mich deshalb einer Sehnsucht Raum geben, Gottes Sehnsucht nach uns und unserer Sehnsucht, uns auch morgen noch als Gerufene zu erahnen.

Als Menschen, die darauf hoffen: sie sind nicht allein und sie lassen einander nicht allein.

II. Einander beistehen

Und das ist das zweite für mich – wenn ich mir die Frage nach der Zukunft von Kirche stelle: Ich stehe mit meiner Sehnsucht nach Kirche nicht allein. Und das ist unendlich schön.

Ich weiß, dass auch andere eine Kirche, eine Gemeinschaft der Heiligen erbitten und erhoffen. Kirche ist der Ort, wo wir einander das zeigen, was wir lieben, das was uns im Leben tröstet und trägt.

Ich persönlich hoffe darauf, dass am Ende meiner Tage eine Person da sein möge, die versucht mit mir zu beten: Vater unser im Himmel.

Ich hoffe darauf, dass diese Person den Mut hat, mich in der Stunde meines Todes daran zu erinnern: und siehe es war sehr gut. Es war nicht alles gut, was Du getan hast, aber es war gut, dass es dieses Leben gab.

Eine Kirche, die es morgen hoffentlich immer noch gibt, vertraut auf ihre Kraft einen Menschen an den Bruchkanten des Lebens zu begleiten.

Sie weiß um ihre Kasualien. Sie weiß, auf Deutsch gesagt, was der Fall ist, der Kasus des Lebens.

Sie steht Menschen bei, die fallen und sie lässt Menschen nicht fallen.

Kirche weiter denken heißt für mich, eine Gemeinschaft der Heiligen zu sein. Eine Gemeinschaft von Menschen, die es wagen, anderen beizustehen und das Gute suchen in allem. Bedingungslos. Und das ist etwas vollkommen anderes, als über Pfarrstellenpläne und Gemeindezuschnitte nachzudenken.

III. Mündigkeit.

Eine solche Kirche braucht Mündigkeit. Denn Glaube kann ich nicht delegieren. Das Glaubensbekenntnis beginnt mit einem Ich. Es braucht mein eigenes Reden und Suchen nach Gott.

Und dieses Reden und Suchen kann mir keine Institution, keine Pressestelle und kein Bischofsamt abnehmen. Bekenntnis lässt sich nicht delegieren. Da braucht es Mündigkeit.

Kirche weiter denken heißt für mich deshalb, eine Gemeinschaft zu wagen, die mündig ist und macht und in der wir uns alle – ob nun ordiniert oder nicht – in Gottes Ruf gestellt wissen.

Kirche – die Gemeinschaft der Heiligen. Eine Gemeinschaft derer, die wissen, dieses Leben hier ist uns geschenkt und wir sind auf der Suche nach Halt. Nach dem, was uns im Leben und Sterben trägt.

Ich finde, es ist der größte Schatz unserer Kirche – dass sie diesen Suchenden einen Raum gibt. Dass sie eine Herberge all derer ist, die nach dem Grund des Lebens fragen – ohne so zu tun, als könnten wir die Antwort abschließend schon wissen.

In meinem alten Kirchenkreis im Altenburger Land haben wir Mündigkeit miteinander gewagt. Wir haben eine Ehrenamtikirche aufgebaut. Liturgien fürs Leben. Unter diesem Titel haben wir gesucht nach dem Sinn der Schrift.

Wir haben Ehrenamtliche als Küsterinnen, Kantorinnen, Diakoninnen und Lektorinnen ausgebildet, je nach ihren Gaben; und uns dann gemeinsame Konvente von Haupt- und Ehrenamtlichen gegönnt. Abends natürlich, weil da erst all können.

Wir haben unseren Ehrenamtlichen die Ausbildungskosten und die Fahrtkosten ersetzt, aber das war nur das Äußere.

Das Wichtigste war, dass wir es gewagt haben, eine Dienstgemeinschaft zu sein. Das gemeinsame Reden und Suchen vor Gott.

Wir haben uns in liturgischen Werkstätten die Abendmahlsliturgie erarbeitet. Wir haben uns gefragt, was meint das eigentlich was wir da singen, Jahr um Jahr, Woche um Woche: Christe du Lamm Gottes? Was tun wir, wenn wir einander segnen?

Wir haben einander die Schrift ausgelegt in Schreibwerkstätten und Abendkonventen.

Wir haben ein Glaubensgespräch gewagt. Wir haben Schluss gemacht mit den Rollenbildern, wo angeblich immer nur der Pfarrer/die Pfarrerin die Schrift auslegt und die Gemeinde sitzt brav da und hört zu.

Ich habe bei diesen Gesprächen unendlich viel gelernt. Es hat mir noch einmal ganz andere Erfahrungen mit Gott ans Herz gelegt. Es hat mir Gottesbilder eröffnet, auf die ich mit all meiner wissenschaftlichen Ausbildung niemals gekommen wäre.

Wir haben das Priestertum aller Getauften ernst genommen und gewagt.

Plötzlich hatten wir erkannt: Wir stehen unter ein und demselben Wort und wir sind auch gemeinsam dafür verantwortlich, es unseren Kindern und Kindeskindern zu sagen. Wir können unseren Glauben nicht delegieren an eine hauptamtliche Person, bekennen und verkünden - das ist unser aller Amt.

Nun klingt das alles so toll und es ist gewiss auch eine sehr ostdeutsche Erfahrung und unvorstellbar in einer Kirche wie der eurigen. Aber für uns war dieses gemeinsame Verkündigen ein Geschenk. Größtenteils.

Denn ich will auch sagen, was schwierig ist und war:

Für manche Pfarrerinnen und Pfarrer, die seit Jahr und Tag versuchen, die Gemeinde zu erbauen und sie trotzdem schrumpfen sehen, war es oft die letzte Machtoption inmitten dieser Ohnmacht zu sagen: Was die Schrift bedeutet, das sage ich.

Ich habe das schließlich studiert.

Und für manche Hauptamtliche war es zudem ein unglaublicher Affront, wenn Ehrenamtliche mit ihren Andachten bei der Gemeinde besser angekommen sind, als der Pfarrer, der sich Woche um Woche bemüht.

Es gab Pfarrer, die haben bei dem gemeinsamen Verkündigungsdienst nur zähneknirschend mitgemacht. Manche gar nicht. Oder nur, wenn sie eine Urlaubsvertretung brauchten.

Dabei könnte man sich fragen, was ist so schlimm daran, wenn wir alle unseren Glauben bekennen?

Oder um es mit einer Glosse aus dem Thomasevangelium zu sagen: „Wehe ihnen, den Pharisäern, denn sie gleichen einem Hund, der auf dem Fresstrog der Rinder liegt, denn weder frisst er, noch lässt er die Rinder fressen.“ (Thomasevangelium, Logion 102).

In einer Kirche, die sich verändert, geht es auch um Ohnmacht und Macht. Das zu sagen, gehört zur Ehrlichkeit dazu.

Und umso hilfreicher ist es, wenn wir uns immer wieder bewusst machen: Wir sind alle unter Gottes Macht gestellt mit der Vielfalt unserer Gaben und das Ziel für uns sollte doch sein, dass wir alle Trost und Freude am Evangelium haben. Einen Stecken und Stab, der uns hält.

IV. Paradigmenwechsel

Wir stehen in der verfassten Kirche vor einem Paradigmenwechsel. Sind wir eine Institution, die die Verkündigung organisiert oder Gemeinschaft der Heiligen, im Sinn eine Communität?

Wir merken: Tradition und Sitte sind keine selbstverständlichen Zugangswege zur Kirchenmitgliedschaft mehr.

Wir erleben hier und da schon das schleichende Ende einer Volkskirche und wir erleben, wohin uns fehlende Mündigkeit im Glauben und ein Delegieren der Verkündigung allein an das Hauptamt bringt – teilweise hinein in eine ungewollte Sprachlosigkeit.

Das parochiale System, bei dem wir den Glauben und das Glaubensgespräch an eine Amtsperson delegieren konnten, wird an seine Grenzen kommen. Vielleicht ist das auch gar nicht schlecht, sondern der Beginn von etwas wunderbar Neuem.

Im Geist einer Community, einer Weggemeinschaft als Christen unterwegs zu sein, eine Gemeinschaft, die anderen beisteht, das halte ich für eine große Qualität.

Wie wäre es, wenn Hauptamtliche die Rolle von Mentoren hätten, die uns helfen, mündig zu werden und zu sein; mündig im Glauben, sodass wir selbst es wieder vielmehr wagen, mit unseren Kindern zu beten und Sterbende zu segnen?

Wie wäre es, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer nicht mehr alles selbst tun, sondern uns helfen, dass wir Worte und Riten haben, mit denen wir einander im Alltag an den Abbruchkanten des Lebens beistehen?

Wie wäre es, wenn wir einander mehr zutrauen?

Eine Kirche, die Ehrenamtlichen immer nur zutraut, Schnittchen zu schmieren und das Kirchenkaffee zu machen, den Shuttleservice zu organisieren oder die Blumen auf den Altar zu stellen, die hat etwas Entscheidendes verloren: das gemeinsame Gespräch über Gott, über das, woran wir zweifeln, woran wir glauben.

V. Das weite Herz in Kirchengebäuden

Alles ganz schön und gut, könnten Sie sagen, diese Idee mit der Weggemeinschaft auf Augenhöhe, dieses Ansinnen einer Gemeinschaft der Heiligen mit ihrer Suche nach Gott, aber was machen wir mit unseren Kirchengebäuden?

Die Zahlen sind laut Freiburger Studie klar: Wir werden weniger, die Gebäude leider nicht.

In meiner Heimatgemeinde führt ein gepflasterter Weg rund um die Kirche und das Erste, was man liest, wenn man sich dem Kirchengebäude nähert, ist ein Schild. Darauf steht: „Kirchengrundstück. Begehen und Befahren auf eigene Gefahr. Der Kirchenrat.“

Wenn da der Zusatz stehen würde – gilt auch im Raum der Hoffnung, fände ich das ja wenigstens witzig, so aber wirkt es wie die letzte Verzweiflungstat einer Gemeinde, in der das Schneeräumen durch eine Firma längst nicht mehr finanzierbar ist und man

sich nur noch mit Schildern zu behelfen weiß: Begehen und Befahren auf eigene Gefahr.

Ja, ihr Lieben.

Wir entkommen den Rechten und Pflichten dieser Welt nicht und oftmals sind unsere Gemeindegemeinderatssitzungen davon beherrscht, wie das mit dem Schneeräumen und den Baupflichten nun ist.

Aber dafür hat uns Gott nicht in die Welt hineingeliebt, dass wir Verwalter oder Gebäudesanierer werden.

Wir stehen da mit einem reichen Erbe. Mit unzähligen Gebäuden und Immobilien, die uns binden, oft auch immobil machen und mit einer Schrift, die uns mobil macht.

Man könnte die Gebäude abtragen. Aber das wollen oft noch nicht mal jene im Dorf, die mit Kirche nichts am Hut haben.

Bleibt die Frage nach dem Erhalt, vor allem die Frage: Wozu? Wozu braucht es diesen heiligen Ort in unserem Ort?

Sagen Sie mir jetzt bitte nicht, damit wir sonntags bei Eiseskälte Gottesdienst feiern. Gottesdienst können wir auch im Schweinestall oder unter der Elbbrücke feiern, um es mal mit Martin Luther zu sagen.

Der einzige Grund, warum man eine Kirche erhalten sollte, ist meines Erachtens dieser: damit die Menschheit eine Herberge hat. Denn wir sind alle Gäste auf Erden.

Kirchengebäude sind die letzten Herbergen der Menschheit, der letzte Ort für Asyl, für Zuflucht und Schutz, ohne Ansehen der Person und ihrer Tat.

Für diesen Schutz des Lebens, das heilig ist, braucht es den heiligen Ort, auch für jene, die nicht Kirchenmitglied sind. Die gute Stube im Ort.

Ich träume und hoffe jeden Tag auf eine Kirche, die es wagt eine Herberge zu sein für alle Menschen ohne Ansehen ihrer Tat.

Ich sage das auch vor dem Hintergrund meiner ostdeutschen Erfahrung. Ich bin Jahrgang 1976. Ich bin als Kind von meinen Lehrern jeden Dienstag aufgeschrieben worden, als ich von der Schule ins gegenüberliegende Pfarrhaus zur Christenlehre gegangen bin.

Nach der friedlichen Revolution wollte einer jener Lehrer Religionslehrer werden und Mitglied der Kirche sein.

Viele haben damals im Ort die Nase über ihn gerümpft, aber ich glaube, das steht uns Christen nicht zu.

Ich glaube an einen Gott, der uns zusammendenken kann, allem, was war und ist zum Trotz.

Ich finde, es ist unsere Aufgabe als Christinnen und Christen an diesem Gott festzuhalten, der die Tore so hoch und so weit macht, dass jeder darin Platz finden kann.

Dafür braucht es die gute Stube für alle im Ort und unser aller weites Herz und das Vertrauen auf Gott, dessen Frieden größer ist als all unser Verstand.

VI. Jesus

Ich habe meinen Vortrag begonnen mit Gott, der uns schuf und ich will enden mit Jesus.

Was würde Jesus an unserer Kirche lieben? Ich frage mich das ganz oft, wenn ich über die Zukunft unserer Kirche nachdenken. Was würde Jesus an unserer Kirche lieben, bewahren um jeden Preis?

Die Amtsblätter mit den Paragrafen? Das Schild „Betreten auf eigene Gefahr“? Den Goldglanz unserer Kirchen? Unser Beistehen und Dableiben bei Tätern und Opfern, noch am Grab? Was würde Jesus an unserer Kirche lieben?

Die Zukunft unserer Kirche liegt nicht in unseren Amtsblättern und Paragrafen. Die brauchen wir nur, damit wir wissen, was wir alle miteinander vereinbart haben. Aber sie trösten uns nicht.

Gott aber tröstet uns und er ruft uns in Offene hinein. Nicht allein, sondern als wanderndes Gottesvolk, als heilige Gemeinschaft.

Und ich wünsche meiner Kirche diesen Wagemut, als Weggemeinschaft vor Gott dieses weite Land der Zukunft zu beschreiten, ohne den Satz im Gepäck, das war schon immer so, das muss so bleiben! Ich wünsche ihr den Mut loszugehen, nur mit Gottes Wort im Gepäck: Ich bin da und ich werde mit Dir sein.

- *Es gilt das gesprochene Wort* -